

Die Entführung.

Roman von H. Groner.

2. Fortsetzung.

In einer Fabrik vielleicht? In der blauen Bluse? höhnliche Ironie. Herr von Lassony zuckte zusammen. „Es ist so gefährlich — was Sie da vorschlagen,“ jammerte er. Diese Bemerkung beantwortete Bito nur mit einem verächtlichen Blick.

„Für nichts ist nicht einmal der Tod,“ sagte er dann ruhig. „Jedenfalls ist für uns die Sache leichter zu machen als für Leute aus der Umgebung Bräuners. Wer wird auch nur mit einem Gedanken an uns denken? Die Familie, die Bekannten Bräuners, sowie die Polizei werden nicht einmal ahnen, daß wir die Hand im Spiele haben — das heißt, wenn Sie nicht etwa den Kopf verlieren.“

Aber dazu ist gar keine Veranlassung; Sie haben bei der ganzen Sache eine sehr genaue Ortsbeschreibung zu geben — eine sehr genaue, sage ich, denn ich will schnell und sicher vorgehen können. Und natürlich beanpruche ich — sagen wir, ein Drittel vom Verdienst. Das ist ohnehin sehr bescheiden.“

Herr von Lassony schüttelte den Kopf. „Sie fuhr sich durch das Haar und wiederholte voll Angst und Hochn: „Vom Verdienst! Sagen Sie lieber aufrichtig von dem Einbruch.“ „Also Einbruch,“ gab Ironie ruhig zu und fuhr dann ärgerlich fort: „Was fällt Ihnen denn schon wieder ein?“

Lassony war nämlich emporgesahren und lachte grimmig. „Es ist mir eingefallen, daß diese Bepfehlung überhaupt nutzlos ist.“

„So?“

„Ja, Bräuner hat gewiß nicht so viel Bargeld zu Hause, wie wir brauchen — und Wertpapiere können wir doch nicht veräußern.“

„Warum nicht? Ich rechne natürlich damit, nur wenig Bargeld, aber genug Wertpapiere zu finden.“

„Man wird sie per Telegraph an alten Banken und Wechselstuben bekannt geben.“

„O ja, das wird man tun — aber nicht rechtzeitig. Natürlich hole ich sie nachts. Das Zimmer, worin sich Bräuners Kassenschatz befindet, liegt, wie Sie sagten, weit weg von den Wohn- und Schlafzimmern der Familie. Ich werde also ungestört operieren können. Man wird den Einbruch selbstverständlich im Laufe des nächsten Morgens entdecken — aber eher von Erlenhof nach der nächsten Drischast, also nach Groß-Engersdorf, kommt, und ehe von dort aus die Behörden den Telegraphen spielen lassen kann, bin ich längst zu Fuß oder per Bahn in Wien, und wir beide haben die Papiere zu Geld gemacht. Das kann schon zwischen 8 und 9 Uhr morgens geordnet sein, und bis die Wechselstuben ein Aufsehl bekommen, sitzen wir schon in irgend einem Zuge und dampfen davon.“

Herr von Lassony atmete auf.

„Sie glauben also, daß es so geht?“ fragte er zaghaft.

„Sein Diener lachte laut auf: „Was für ein Halbesberg Sie haben! Natürlich! Natürlich ist's riskiert, aber — denken Sie nach: Sind wir etwa die ersten, die Wertpapiere hehlen und sie ungehindert in Geld umwechseln? Sie verstehen doch? — Gerade in diesem Falle wird — nein, muß es gelingen.“

Lassony nickte nur.

„Er hätte jetzt nicht sprechen können; seine Zähne schlugen aufeinander.“

„So. Jetzt reden wir weiter,“ sagte Ironie lebhaft. „Trinken Sie aber vorher, gnädiger Herr! Trinken Sie, das wird Ihnen den Frost vertreiben. Und das ist notwendig. Denn Sie müssen wohl aufmerken. Mein Plan ist nämlich schon fertig. Sie brauchen ihn nur noch zu genehmigen.“

„Kann und niemand hören?“ murmelte Lassony verwirrt.

„Ihre Schritte sind laut auf.“

Daran denken Sie ein wenig spät,“ meinte er spöttisch. „Aber seien Sie ganz unbesorgt, hier hört uns keiner. Es ist doch ein Schlafzimmer, an das Ihr Schlafzimmer und mein Zimmer grenzen; wir können also ungehindert über die Sache reden. Es drängt ja auch. Um die Mittel zu haben, sie durchzuführen, müssen wir manches von Ihrer Habe verkaufen, dazu brauchen Sie Zeit. Und in einem Monat etwa müssen Horowitz und die Gmzandn zurückbegeben sein. Heute noch muß alles besprochen werden.“

„Wie gleichmütig er redete! Wie gemächlich er dabei eine雪茄 in Brand steckte!“

Herr von Lassony bewunderte ihn. „Das arme, arme Ding!“ schaute er mit einer Art andächtigen Grauens an den großen Kerkerhaken auf.

me Führer den Schwefel von dem bleichen Gesicht, ein paarmal seufzte er, stöhnte er laut, und als Bito zu Ende gekommen war und nur der graufame Zug um seinen Mund noch reichte — da schluderte Herr von Lassony ein paarmal trampfhaft; er meinte, an der Bergesflanke, die der andere auf seine Seele gewälzt hatte, ersticken zu müssen.

Es war nach Mitternacht, als Ironies Darlegungen beendet waren, und er, sich erhebend, ganz ruhig sagte: „So, und nun denke ich, gehen wir schlafen.“

Er reichte — was früher noch niemals geschehen war — seinem Herrn die Hand.

Lassony — ganz gebrochen, ganz willenlos geworden — schaute ihn eine Weile verwundert mit fieberhaft glänzenden Augen an, dann legte er seine feine, weiße Hand in die breite, kurzfingerige Tasse, die sich ihm entgegenstreckte.

Wie blödsinnig schaute er dann dem Hinweggehenden nach.

„Er ist zu stark, um nur Diener zu sein,“ sagte er sich, „er ist eine Herennatur. Wenn ich das früher beachtet hätte! Jetzt ist es zu spät. Was wird er nach einem Jahr sein? Mein Feind? Mein Freund?“

Ein Schüttelfrost machte seinen schlanken Leib erschauern, während er in sein Schlafzimmer schlüpfte.

„Schlafen — er kann schlafen,“ murmelte er, und ein Gefühl des Neides, das sich abermals mit Bewunderung mischte, erhob sich in seiner gemarterten Seele.

Schlafen — auch er versuchte zu schlafen — aber zwischen ihm und dem Schlaf erhob sich das Gespenst des Schreckens.

Mit weit offenen Augen starrte er in die ihn umgebende Finsternis.

Zweites Kapitel.

Der Oktober ging zu Ende. Ein bläuhlaues Himmel wölbte sich über dem Marchfeld, nur über den Donauauen schwebten ein paar Wolken, die wie Silber schimmerten.

Und wie Silber schimmerten die windbewegten Blätter der Pappeln, die in langer Doppelreihe von der Landstraße nach einem stillen Gehölz führten, das an einem der Donauarme lag.

In diese lange Allee bog soeben eine Reiterin, eine junge Dame von sympathischem Aussehen, ein.

Ihre schönen dunkeln Augen schauten über das flache Land hin, das durch die uralten Silberpappeln hindurch sichtbar wurde und auf dem da und dort ein Landmann mit seinen Tieren und seinem Flug dunkle Furchen zog. Diese Gegend war nicht übermäßig schön, wenigstens nicht für die Augen eines Fremden. Aber Fräulein Johanna Milesta's Augen waren wohlvertraut mit dem Bilde, und ihr Herz hing mit allen Fasern an dem etwas melancholischen, weiten Landstrich, der ihr zur Heimat geworden war.

Wie oft hatte sie sich am Rande dieser Felder Blumensträuße gepflückt! Wie oft war sie mit ihrem Onkel in die Umgegend zur Jagd gegangen! Jeden Baum und Busch kannte sie hier, jede Straße und jeden Pfad, jeden Steg, der über die vielen Wasserläufe führte, die die schier endlosen Donauauen zu Inseln machten.

Ja, sie war hier daheim — das sagte der warme Blick ihrer Augen, das sagte das freundliche Lächeln ihres Mundes.

Ganz langsam ließ sie ihren Rotzuch gehen, den ihre geübte Hand trotz seiner Lebhaftigkeit leicht regierte. Jetzt aber machte das prächtige Tier einen mächtigen Satz. Verwundert aufblickend, sah die junge Dame ein altes Weib am Wege stehen. Die häßliche Alte hätte hundert Jahre vorher sicherlich noch für eine Jahre gegolten, aber Johanna Milesta wußte, daß die Alte alles weniger als eine Hege, ein einfältiges, gutmütiges Weibchen war, das sein Leben mühselig vom „Waldboden“ fristete. Schwämme, Beeren und Kräuter, Moos zur Streu für Vieh das bot ihr der Wald, um damit zu handeln, und Fallholz zum eigenen Gebrauch.

Johanna hielt das Pferd an und nickte der Alten zu.

„Nun, Hausleiterin, wie geht's?“ fragte sie freundlich.

„Küh! die Hand, Fräul'n,“ versetzte die Alte. „A, es geht gut. Noch ist der Winter nicht da. Die Weiden fangen noch mal an zu blühen. Da hab' ich ein Bündel zusammengebracht.“

„Es war für Fräulein Johanna bestimmt, eine Braut und Blumen gehören zusammen. Gar eine glückliche Braut und Blumen.“

„Eine glückliche Braut,“ flüster Fräulein Milesta vor sich hin, während sie eigenmächtig lächelnd die Blumen emporgehob und die Hand der Frau festhielt.

„Ihr habt Euch oft geduldet für mich Hausleiterin.“

„Dafür müßt Ihr Euch ein Glas Wein kaufen. Und wenn der Schnee kommt, wird Tante Idaen da für sorgen, daß Eure Herd nicht kalt und leer bleibt.“

Fräulein Milesta hatte der Alten

eine Krone in die Hand gedrückt, nicht ihr nochmals zu und ritt weiter. Die alte Frau schaute ihr mit freudlichem Blick nach, dann humpelte sie fort.

„Der liebe Herrgott soll ihr alles Leid aus dem Wege tun,“ sagte sie inbrünstig, „Ihr und den Bräuners, denn die haben goldene Herzen!“

Fräulein Milesta ritt gedankenvoll weiter.

„Glückliche Braut!“ Die beiden Worte hatten so manche Gedanken in ihr erweckt. Plötzlich schlug ein Hund an.

Sie hob den Kopf und blickte dahin, woher der Laut gekommen war. Da hellten sich ihre Züge auf. Der mit seinem Hund da aus dem Walde heraustrat, war ihr ein guter Freund.

Wieder hielt sie ihren Rotzuch an.

„Was rechnen Sie denn schon in aller Frühe?“ rief sie dem rasch Herankommenden heiter zu.

„D — nichts von Belang,“ entgegnete er und sprang über den breiten Weggraben. Mit noch rotem Gesicht stand er jetzt neben ihr und reichte ihr die Hand, die sie herzlich drückte.

Dann erst klappete er das Notizbuch zu und schob es eilig in die Rodtasche.

Dabei zeigte der junge Mann eine Verlegenheit, die Fräulein Milesta nicht begriff. Diese Verlegenheit wich auch nicht, als er dann, neben ihr stehend, von allerlei sprach. Wo sie gewesen sei, fragte er, und nachdem er erfahren, daß sie in der Apotheke von Groß-Engersdorf ein Einreibmittel für ihre Tante geholt, redete er unermüdet mit merkwürdiger Hast von dem ausgezeichneten Wildbambus und den guten Ausichten für die Jagd.

Auch von seiner Mutter sprach er — auch das völlig unvermittelt; dabei wurde er aber wirklich warm, was vorher bei dem Gesprächsthema über die Jagd nicht der Fall gewesen.

Und doch war er, der künftige Weidmann, seinem Beruf mit Leib und Seele ergeben, das wußte Johanna Milesta genau. Noch viel mehr freilich liebte er seine gute alte Mutter — auch das wußte sie — warum also redete er so sprunghaft über diese zwei ihm liebsten Dinge?

Und warum empfahl er sich jetzt so rasch und wieder so unvermittelt? Fräulein Milesta schaute ihm verwundert nach, wie er zwischen den Bäumen verschwand.

„Was hat er nur?“ dachte sie und wunderte sich im stillen.

Zehn Minuten später war Johanna zu Hause.

Lois, der Stallbursche, nahm das Pferd in Empfang, und Johanna stieg, noch immer verwirrt, die vier Stufen zur Veranda, die nach dem Flureingang führte, hinauf.

Dieser Hausflur war eigentlich eine weite, gemütlich eingerichtete Halle, in die durch die hohen Fenster und die mit diesem Glas versehene Doppeltür viel Licht hereinströmte.

Auch ein gewaltiger Racheofen stand im Hintergrunde, ein Beweis, daß der große Raum auch in der kalten Jahreszeit benutzt wurde.

„Guten Morgen, Tante! Wie hast Du geschlafen?“

Mit diesen Worten legte Johanna Hut und Reitzeug weg und beugte sich über eine kleine, hagere Frau, die in einer fensternahen Ecke saß. Das Gesicht der Frau ließ auf körperliches Leiden schließen; feilich schienen die hagere, bleiche Frau gesund zu sein. Dafür sprach die heitere Ruhe, die aus ihren Augen blühte.

„Gut war die Nacht, Hanna, recht gut,“ erwiderte sie. „Es wäre wirklich nicht nötig gewesen, daß Du die Einreibung holtest. Der Schmerz in der Schulter ist schon vergangen.“

„Um so besser, Tante. Der morgentlich war herrlich.“

„Licht Dir die Hand küssen. Ich traue ihm beim Wettertrug, und er hat mich ein Stück Weges begleitet. Er war so seltsam heute.“

„Seltsam?“

„Nun — so zerstreut, so sprunghaft in seinen Reden. Das ist man an ihm gar nicht gewöhnt. Hast Du schon gesträubelt?“

„Nein, Kind! Ich habe auf Dich gewartet.“

„Und Onkel?“

„Der hat schon Kaffee getrunken. Er ist zu dem Holzschläger hinausgeritten.“

„Soll die Anna das Frühstück hierher bringen?“

„Gleich,“ erwiderte sie. „Ich werde gleich kommen.“

„Nun, was gib's, Tante?“ fragte Johanna.

Da seufzte Frau Bräuner noch einmal und sagte: „Du kannst Dir gar nicht denken, wie die Gitter an den Fenstern mich beengen.“

„Sie waren aber doch wirklich notwendig geworden.“

„Gewiß, Kind, sonst hätte sie der Onkel nicht so schnell anbringen lassen. Daß wir noch einen Einbruchsvorfall erleben müßten!“

„Dente doch nicht immer daran, Tante! Es regt Dich ja immer wieder auf, und das sollst Du vermeiden.“

„Sei froh, daß es beim Versuch geblieben ist, und daß die Zigeuner aus der Gegend verschwunden sind.“

Ein wenig später saßen die beiden Damen beim Frühstück und sprachen von Haushaltungsangelegenheiten. Da meldete das Stubenmädchen Anna den Herrn Forstadjunkten v. Amberg.

Der junge Mann brachte verschiedene Zeitungen und Briefe und erkundigte sich nach Frau Bräuners Befinden. Es war schon öfters vorgekommen, daß er dem Groß-Engersdorfer Briefträger, einem alten hinkenden Mann, auf halbem Wege die Posttaschen für den Erlenhof — Bräuners Besitz — abgenommen und an ihre Adresse befördert hatte. Rudolf v. Amberg war ein sehr gutmütiger und gefälliger Mensch. Die drei plauderten eine Weile miteinander, dann empfahl sich Herr v. Amberg.

Er befand sich auf einem Dienstgang und war nur im Vorübergehen, um die Posttaschen abzuliefern, in den Erlenhof gekommen.

Sein Gewehr hatte er in der Halle, und Nimrod, seinen schönen, rehbraunen Vorstehhund, vor dem Tore des abgegrenzten Anwesens gelassen. Johanna hatte ihn bis vor das Haus begleitet, sie redeten noch über dies und jenes, als hinter dem hohen Eisengitter, das in der ganzen Länge des Hauses die Umfassungsmauer des Gartens unterbrach, ein Reiter sichtbar wurde.

Es war ein kleiner, dicker, schon ziemlich behäuteter Herr, dessen kurze, geschnittene, graue Haare das frische Gesicht noch frischer erscheinen ließen.

„So, so!“ rief er vergnüglich schmunzelnd herüber. „Finde ich euch wieder beieinander! Ihr habt ja merkwürdig viel miteinander zu reden! Na, wenn ich Dein Bräutigam wäre, liebe Hanna!“

Johanna lachte, während Amberg sie, dem Reiter das Tor zu öffnen.

„Ach, Onkel! Freig ist nicht eifersüchtig!“ rief die junge Dame dem Heimkehrenden zu. „Und Herr v. Amberg ist doch unser guter Freund, mit ihm werde ich doch reden dürfen.“

„Aber ja, Schatz! Eifersüchtige Dich nur nicht,“ entgegnete der alte Herr heiter und wandte sich dann an den Adjunkten. „Müssen Sie schon gehen? Ich hätte Ihnen gern meine neue Flinte gezeigt.“

Aber Herr v. Amberg hatte keine Zeit mehr. Er mußte in die Lobau hinüber, und wollte zu Mittag wieder daheim sein.

Carl Bräuner, der Besitzer vom Erlenhof, kam erst knapp vor dem Speise dazu, die eingegangene Post zu lesen. Johanna hatte sie ihm neben seinen Keller gestellt.

„So! Na, gut ist's!“ sagte er, nachdem er den ersten Brief gelesen hatte.

„Was ist gut?“ fragte seine neben ihm stehende Frau.

„Ach, der Poigner ladet mich für heute zur Hasenjagd ein. Treffpunkt ist die düre Pappel. Um vier Uhr soll ich dort sein.“

„Wenn's nur nicht regnet um vier Uhr.“

„Aber ich nicht. Bis zum Abend hält's schon aus.“

„Du nimmst aber die neue, warme Jagdoppe. Es geht ein kalter Wind.“

„Wenn es Dich beruhigt —“

„Gewiß beruhigt es mich.“

„Also die neue Jagdoppe! Aber die Oberrümpfe erüdt Du mir doch!“

„Er sah ihr lachend in die schönen, klaren Augen. Sie nickte ihm heiler zu.“

„Ja, die Mühe mit den Oberrümpfen kommt erst um Weihnachten herum dran. Nun klinge, bitte! Anna soll die Suppe bringen. Du mußt doch Dein Schälchen machen nach Tisch!“

„Ach,“ meinte er, „heute wird nicht geschlafen. Vor acht Uhr komme ich gewiß nicht heim, da hätte ich, wollte ich nach dem Essen schlafen, ja gar nichts von Dir. Heute lese ich Dir vor.“

„Du lieber, Güter!“ sagte Frau Emma. „Was ist es Dir — auch allen Jagen zu? Nicht als eine Vogel!“

„Du!“ sagte er herzlich und drückte die Lippen auf ihre Hand.

„D, das sieht ja ganz feierlich aus!“ rief die soeben in das Zimmer tretende Johanna. „Was bedeutet dieser erste Handkuss?“

Sie setzte sich neben die Tante und sah die sichtlich bewegte Frau mit zärtlichen Augen an.

„Dieser Handkuss war der Punkt hinter einer Liebeserklärung,“ antwortete Bräuner freundlich.

„Du der ich Deinen Onkel gezwungen habe,“ sagte Frau Emma unter Tränen lächelnd hinzu, und sah dabei sehr glücklich aus.

Fräulein Milesta seufzte.

„Nun — was sieht dich an?“ fragte sie ihn.

„Sie schaute nachsinnend ins Weite. „Einen Vergleich habe ich gezogen,“ sagte sie dann leise.

„Zwischen?“

„Zwischen Euerem Verhalten und Empfinden und —“

„Und zwischen dem — vergehe — lebernen Verhältnis, das zwischen Dir und Deinem Bräutigam besteht. Nicht so?“

„Ja, Onkel!“

„Ach, lieber Onkel,“ unterbrach ihn seine Nichte, „als ob Du nicht auch viele Interessen hättest!“

„Aber ich bin kein Sportmann! Doch da kommt die Suppe! So, Anna — heute trinke ich roten Bier und neuneuziger, der Wind weht verflucht scharf, und da will ich's warm im Leibe haben.“

„Was hast Du denn vor, Onkel?“ fragte Johanna.

„Försier Poigner hat mich eingeladen, heute mit ihm Hasen zu schießen.“

„Merkwürdig, daß Herr von Amberg davon nichts erwähnte,“ meinte Johanna und erkundigte sich, ob der Onkel seinen Hund mitnahm.

„Nein, der Hund sollte zu Hause bleiben, weil Poigners „Flamm“ sich mit Bräuners „Treu“ nicht vertrug.“

„Flamm“ war nämlich eifersüchtig und „Treu“ nicht gerade sanftmütig im Verkehre mit seinesgleichen.“

Herr Bräuner trant heute den Kaffee nicht wie sonst in seinem im ersten Stock gelegenen Arbeitszimmer, sondern in der Halle, in der es einen sehr gemütlichen Feuerplatz gab. Von hier aus konnte Frau Emma auf die malerische Aue hinüberblicken und auf die hochgenöbte Brücke, die den reißenden Donauarm überspannt, der die Herrnaue von der Lobau trennt.

Auch jetzt sah Frau Emma an diesem ihrem Lieblingsplatz und sah mit so recht herzlichem Ausdruck auf ihren Mann, der ihr mit seiner angenehmen Stimme vorlas und dazu zwischen ab und zu einen Schluß Kaffee trant oder sich mit einem Blick erkundigte, in welcher Stimmung seine liebe Kranke sei.

„Ach, sie war in sehr guter Stimmung. Ganz behaglich war den beiden alten Leuten zumute.“

In den schönen, weiten Raum, in dessen Hintergrunde eine eigene Treppe zu der Galerie emporführte, von der aus man in die Zimmer des Stockwerks gelangte, drang heller Sonnenschein; sein Licht und seine Wärme mischten sich mit Luftstößen und der Wärme, die dem großen Racheofen entströmte.

Dem Ofen gegenüber tickte eine alte englische Standuhr in prächtig geschnittenem Gehäuse.

Als diese Uhr drei schlug, legte Frau Emma die Hand auf ihres Mannes Arm.

„Jetzt mußt Du Dich zurechtmachen,“ sagte sie, „sonst läßt Du Poigner warten.“

Da klopfte Bräuner das Buch zu, meinte aber:

„Ach, so eilig hab' ich's nicht. Ich bin doch in einer halben Stunde dort.“

„Du wollest vorher noch wegen der Kletterrosen mit Eigner reden.“

„Richtig! Siehst Du, das hatte ich schon wieder vergessen. Hab' ich's vortun nicht geirrt, daß Du die weisse des Hauses bist, die an alles denkt? Freilich muß der Eigner heute noch nach Aspern hinüber und die Rosen holen — gelbe Kletterrosen. Sie sollen im Frühling neben unsere weißen gelehrt werden. Das wird sehr hübsch aussehen. Aber die Hauptsache ist, daß —“

„Daß die arme Witwe Geld in die Hand bekommt,“ unterbrach ihn Frau Emma.

„Ja, Du Gute, das wollte ich sagen. Die Frau braucht die vierzig Kronen sehr notwendig, und ich werde sie sich ja nichts. Also ich werde gleich mit Eigner über die Sache sprechen.“

Bräuner ging in sein Schlafzimmer, um sich umzusetzen, kam auch einmal zu seiner Frau, die ihren Stuhl ein wenig anders legte, um Zeitungen so auf den Tisch, daß sie bequem erreichen konnte, während sie ihr Pferd und ging.

Sie schaute ihm freundlich nach.

noch immer solch' zarte Aufmerksamkeit für sie.

Daß ihr Leben noch so reich ist, daran denkt die weite, frante Frau, und lächelt glücklich, und dann fliegt eine feine Rote über ihr liebes, gutes Gesicht.

Ihr Mann, der zuerst zu Eigner gegangen ist, hat nicht vom Gärtnereihause den Weg zur Jagd angetreten, sondern ist zum Hause zurückgekommen, um sie nochmals zu grüßen. Mit seinen stets lebhaften Bewegungen zieht er die Jagdmütze und winkt ein paarmal zu ihr herüber. Dann schiebt er den verborgenen Riegel an der Gittertür zurück, klinkt die Tür auf und grüßt noch einmal herein.

Sie nickt ihm zu, dann sieht sie ihm nach, solange er noch zu sehen ist.

Schön ist die herbstbunte Aue! Wie das grelle Sonnenlicht auf dem bunten Laub, auf den bemoosten Stämmen liegt! Und wie es in dem jähdahinschießenden Wasser drüben aufblitzt!

Erst jetzt bemerkte Frau Emma, daß der Wind sich schon fast gelegt hat.

Die Ranken der Kletterrosen, die vorher so weit hin und her geworfen wurden, bewegen sich nur noch leise, und auch die garten Zweige der Erlene, die am Ufer stehen, wiegen sich nur sanft hin und her.

Diese Erlene sind das bescheidene Ueberbleibsel jenes reichen Erlensandes, dem das einstige Jagdschloß seinen Namen verdankt.

Wie Frau Emma diese schönen, alten Bäume, wie sie die ganze malerische Aue liebt, die Jahr aus, Jahr ein für sie so viele Reize hat!

Gerade jetzt, so bunt, so lichterfüllt ist die Aue ganz eigen reizvoll.

Aber plötzlich ist aller Glanz fort — eine Wolke hat sich zwischen die Aue und die Sonne geschoben.

Ganz kalt und trübe sieht jetzt alles aus.

Durch Frau Emmas Seele zieht ein unbestimmtes, aber entschlehen unangenehmes Empfinden.

Eine Weile noch schaut die kranke Frau zur Aue hinüber. Aber sie wird nicht wieder hell, und da drüben rührt sich jetzt gar nichts mehr. Der Wind hat sich vollständig gelegt.

Das war Frau Emma nicht recht, denn es war gleich Regen zu erwarten — oder jener eiskalte, nasse Nebel, der so gern aus dem ewig feuchten Boden der Auen aufsteigt und selbst im Sommer oft vom Abend bis zum nächsten Vormittag manns hoch die Gegend bedeckt.

Wie angenehm das für Jäger ist! Und wie bedrohlich für Bräuner, der so oft mit Rheumatismus zu tun hat!

Aber vielleicht kommt der Nebel erst mit der Nacht. Bräuner wollte doch zum Abendessen zurück sein.

Frau Emma drängte alle unangenehmen Gedanken von sich, griff nach einer Zeitung und las so eifrig, daß sie gar nicht auf die Zeit achtete.

Gegen sechs Uhr kam Johanna herein. Sie hatte rote Wangen und war sehr angezettelt. Sie war in ihrem Zimmer, wo sie Wäsche für die Groß-Engersdorfer Armen zugeschnitten hatte.

„Denke Dir, Tante, vierundzwanzig Frauenhänden und achtzehn Kinderhänden habe ich aus dem Stoff bekommen, den wir noch liegen hatten. Und jetzt sind noch ein Stück Schirting, zwei Stück weißer und zwei Stück farbiger Barchent da. Die alte Weiser kann sich mit dem Nähen ein hübsches Stück Geld verdienen.“

So plauderte Johanna eifrig, und Frau Emma ging lebhaft auf das Thema ein.

„Wohltun — so recht von Herzen wohlthun, das war ihre liebste Beschäftigung.“

Eine Zeitlang blieben die beiden Damen beisammen sitzen, dann ging Johanna wieder an ihre so eifrig begonnene Arbeit und Frau Emma ließ sich nach der Speisezimmer setzen, wo sie mit Frau Kern, der Köchin, eine Revision der Wintervorräte vornahm.

Dann las sie von neuem. Um acht Uhr, die Zeit des Abendessens, fangen sich Tante und Nichte wieder im Speisezimmer zu sammeln. Beide waren in besserer Laune; sie hatten auch guten Appetit, den sie jedoch nicht bestreben wollten, da sie auf den Tischhaken warteten, der noch nicht da war.

„Es war's ein Viertel neun — es wurde halb zehn — und noch immer kein Tisch.“ In der Stube der Köchin, wo sie in Hause beschäftigt war, saßen die beiden Frauen. Die Köchin, eine alte Frau, die von Johanna, nach Frau Kern, der Köchin, eine Revision der Wintervorräte vornahm.

„Nun, was ist's?“ fragte sie.

„Nun, was ist's?“ fragte sie.

„Nun, was ist's?“ fragte sie.

„Nun, was ist's?“ fragte sie.